

Helga Hegewisch

Ich aber
schlafe allein



EDEL
ELEMENTS

Mittagsstunde, bevor sie zum Essen nach Hause gingen, lagen sie längere Zeit nackt auf den wasserumspülten Steinen.

Mehrmals noch wachte Dorothea nachts auf und bemerkte, daß die Mutter nicht da war. Dann hockte das Kind sich ans Fenster und schaute hinaus, bis es die Mutter den Gartenweg hinaufkommen sah. Einmal meinte sie auch, eine andere Gestalt unten am Schuppen zu sehen. Sie dachte an das Liebesmonster mit den starken Armen und festen Händen.

Ungefähr eine Woche nach dem Anruf des Vaters stieg Dorothea in der brennendheißen Mittagsstunde wie eine Bergziege auf allen vieren die steilen Klippen bis ganz nach oben hinauf. Den rotweißgeblühten Badeanzug hatte sie unten gelassen, sie konnte ihn zusammen mit dem schwarzen der Mutter im Sand liegen sehen, beschwert mit einem kleinen Felsbrocken, damit eine zufällig hochschwappende Welle ihn nicht wegtragen würde. Ein paar Meter davon entfernt ruhte die Mutter mit weit ausgebreiteten Armen auf dem Moos, das von hier oben viel dunkler als aus der Nähe wirkte, ein bläulich glänzendes Flaschengrün, gegen das sich der Körper der Mutter, obgleich doch so braungebrannt, muschelhell abhob. Ihr schwarzes Haar hing in vielen langen Strähnen über das Kissen ins Wasser und bewegte sich dort wie lauter kleine Seeschlangen.

Ein leiser Wind wehte dem Kind über die bloße Haut. Es kroch ganz nahe über den Felsenrand und legte sich flach auf den Bauch, die verschränkten Hände unter das Gesicht gebreitet. Als es so auf die Mutter hinunterschaute, trieb ihm plötzlich ein seltsam fremdes Gefühl von Sehnsucht und Verzweiflung die Tränen in die Augen. Dorothea lag da und schaute, sie weinte, und sie war gleichzeitig glücklich. Sie war ganz und gar erfüllt von diesem Gefühl, sie wollte es in sich halten und sich doch auch davon befreien. Sie wollte die Süße ohne die Bitterkeit, das Glücksgefühl ohne den Schmerz. Sie dachte nicht an den Vater, nicht an die schwarzen Frauen, nicht an den drohenden Arzt, nicht an das Brüderchen, und nach einer Weile dachte sie überhaupt nichts mehr. Der Gefühlsansturm hatte sie müde gemacht. Das Bild der Mutter unter ihr begann sich langsam zu verschleiern, ihr kleiner Körper wurde träge und schwer, und sie war nahe daran einzuschlafen.

Da plötzlich geschah etwas Ungewöhnliches, eine Bewegung in dem Felsen unter ihr, die den Schleier vor ihren Augen zerriß. Auf halber Höhe näherten sich zwei Gestalten, sie bewegten sich, zielsicher und jeden Lärm vermeidend, auf den Badeplatz der Mutter zu. Dorothea, die hier noch nie einen anderen Menschen gesehen hatte, erschrak, vor allem, als sie begriff, daß es sich um zwei Polizisten handelte. Schlagartig wurde sie sich ihrer und der Mutter Nacktheit bewußt. Sie wollte schreien, aber das konnte sie nicht, aus Angst, sich selbst zu verraten. Die Mutter lag weiterhin mit ausgebreiteten Armen im seichten Wasser, sie hatte nichts bemerkt.

Die beiden Polizisten, die sich jetzt fast genau zwischen Dorothea und der Mutter befanden, blieben stehen. Dann hockten sie sich nebeneinander auf einen Stein und beugten sich weit hinüber, um die Mutter genau betrachten zu können.

Dorothea lag flach gegen die Steine gedrückt, ihre kleinen Hände hatten sich festgeklammert, als ob sie befürchtete, der Felsen würde in der nächsten Sekunde in sich zusammenstürzen.

Die Polizisten ließen sich Zeit. Sie hatten ihre Mützen neben sich gelegt, hockten da, sahen auf die Mutter hinunter, flüsterten und knufften einander grinsend in die Seiten.

Dann plötzlich kamen sie hoch, strafften sich, zogen ihre Uniformen glatt und setzten die Mützen wieder auf. Ohne noch weitere Rücksicht auf den Lärm zu nehmen, stiegen sie geraden Wegs zur Mutter hinunter.

Diese hörte das harte Treten der Männerstiefel, zuckte zusammen und starrte den beiden in einer langen Schrecksekunde entgegen. Dann sprang sie auf, lief ein paar Schritte, rutschte aus auf den glatten Steinen und fiel auf die Knie, kam wieder hoch und sah sich in äußerster Panik um. Die Polizisten standen zwischen ihr und dem Platz, wo Kleider und Badetasche lagen. Wollte sie dort hinlaufen, müßte sie ganz nahe an den Männern vorbei. Also blieb sie stehen, die Arme vor ihrem Körper verschränkt. Die Männer sagten etwas zu ihr, mit ziemlich lauten Stimmen, es klang, als würden sie aus einem Buch vorlesen.

Dorothea in ihrer Angst verstand kaum etwas, hörte nur mehrmals die Worte »unbekleidet« und »verboten« und einmal das Wort »Polizeirevier«. Als die Männer ausgeredet hatten, machten sie ein paar Schritte zur Seite und wandten der Mutter den Rücken zu. Die stolperte hinter ihnen vorbei zu ihren Kleidern und zog sich hastig an. Dorothea rührte sich immer noch nicht. Sie wußte, daß sie auf ihre Mutter aufpassen sollte, aber wie, sie war doch selber unbekleidet, und das war wohl verboten, und darum durfte sie sich so den Polizisten auf gar keinen Fall zeigen, das würde die Sache nur doppelt schlimm machen.

Die Mutter war jetzt fertig angezogen. Plötzlich schien sie sich auf das Kind zu besinnen und sah sich ängstlich suchend um. Sie rief nach ihr. Dorothea antwortete nicht. Die Polizisten wurden ungeduldig. Die Mutter rief immer lauter nach der Tochter, und zwischendurch schrie sie die Männer an, daß sie ohne ihr Kind auf gar keinen Fall gehen würde. Die Männer wurden ärgerlich und auch sehr laut. Dorothea verstand jetzt jedes Wort. Die Männer sagten, daß das Kind ohne weiteres allein nach Hause finden würde, die kenne doch den Weg besser als jeder Ortsansässige. Und die Frau solle nun endlich mit ihnen kommen.

Die Mutter machte keine Anstalten, ihnen zu gehorchen. Statt dessen versuchte sie plötzlich, nach der andern Seite hin zu entkommen, immer noch laut nach dem Kind rufend. Einer der Männer sprang zu ihr hin und griff nach ihr. Die Mutter trat mit den Füßen, riß sich los und begann wüste Schimpfworte auszustoßen. Das konnten sich die Polizisten nun wirklich nicht bieten lassen. Sie packten die Mutter ganz fest bei den Armen, jeder an einer Seite, und zerrten die sich immer noch heftig Wehrende hinüber zu dem schmalen Feldweg, der zum allgemeinen Badestrand führte.

Eine Weile noch konnte Dorothea die merkwürdige Gruppe sehen, ihre zarte, schmale Mutter zappelnd zwischen zwei großen Männern, konnte auch das Schreien und Schimpfen noch hören, dann verschwanden die drei um die nächste Felskuppe, und alles war wieder still wie zuvor.

Dorothea blieb oben auf dem Felsen liegen, den kleinen Körper eng an die Steine gedrückt. Sie dachte, daß sie ihre Mutter nie wiedersehen würde. Als die Angst etwas nachließ, kam der große Kummer, der ihr so weh tat, als hätte sie ein Feuer hinuntergeschluckt. Keine Träne konnte das Brennen löschen. Wenn sie sich hier nicht

weiterhin fest an die Steine klammern würde, dann müßte sie ins Meer hinunterspringen, ganz weit hinaus, ins tiefe dunkle Meer. Dort würde dann wohl auch das Brennen vergehen. Aber Dorothea hatte schreckliche Angst vor solch einem Sprung, vor dem Fliegen durch die Luft und vor dem Ertrinken. Sie dachte, daß das Brennen vielleicht doch erträglicher sei als all das viele bittere Salzwasser in ihrem Mund. Dabei wollte sie doch nichts weiter, als daß ihre Mutter wiederkäme, um zu lachen und zu sagen, alles sei nur ein Spiel gewesen.

In ihrer Not versuchte sie, die Mutter zurückzuzaubern. Die Gedanken wie Stricke um sie zu werfen, ganz fest dran zu glauben und dann zu ziehen, ziehen, ziehen. Dorothea wußte, daß sie so etwas tun konnte, es war ihr schon manchmal gelungen. Doch durfte man dabei an absolut nichts anderes denken, man mußte Kopf und Herz so leer machen wie einen alten Gummiball, um Platz zu schaffen für das, was man herbeizaubern wollte. Man mußte sich konzentrieren, und Konzentration war Willenssache, hatte Papa gesagt.

Dorothea mühte sich mit aller Kraft. Und immer wieder kamen ihr diese zwei Ablenkungen dazwischen: das Bild der Mutter im weißen Hemd nachts auf dem Gartenweg und der Gedanke an den Vater, der sie allein gelassen hatte aus einem Grund, den er »Anstand« nannte und den sie nicht begriff.

Kurz bevor die Sonne unterging, kamen sie nach ihr suchen. Die schwarzen Frauen und ein paar Leute aus dem Dorf. Auch der Advokat aus dem Nebenhaus war dabei. Die Frauen riefen mit schrillen Stimmen ihren Namen, sie krochen in der Bucht zwischen den Steinen umher, als meinten sie, das Kind hätte sich dort im Sand vergraben. Sie hielten den kleinen rotweißen Badeanzug hoch und deuteten auf das Wasser hinaus. Einige begannen schließlich, in den Felsen herumzusteigen und auch hier hinter jedem Stein nachzuschauen. Es war der Advokat, der das Kind schließlich fand.

Dorothea klammerte sich an die Felsbrocken und wollte sich nicht aufheben lassen. Der Advokat mußte ihre Finger mit Gewalt loslösen. Dann umfaßte er mit beiden Händen ihren Leib und nahm sie hoch wie eine Katze. Als er hinunterstieg, hielt er ihren kleinen nackten Körper ganz hart an sich gedrückt, damit sie sich nicht bewegen konnte. Er hatte einen grobgestrickten Pullover an, der auf Dorotheas Haut kratzte. Sie begann zu schreien, er drückte ihr Gesicht fest gegen seine Schulter. Da schrie sie nicht mehr. In seinen harten, wollenen Armen wurde ihr sehr heiß. Sie hatte Angst vor dem Mann, aber sie war ihm auch dankbar, daß er sie gerettet hatte. Sie beschloß, sich nicht mehr gegen ihn zu wehren und sehr gehorsam zu sein. Sie machte ihren Körper ganz leicht, um ihm nicht zuviel Gewicht aufzubürden. Er schien dies zu spüren und gab ihr Gesicht frei, worauf ihr Kopf auf dem Hals hin und her pendelte wie eine Blume auf einem zu dünnen Stiel. So hielt der Mann ihren Kopf wieder fest, aber jetzt war sein Griff sehr sanft. »Kleines Mädchen«, murmelte er, »armes kleines Mädchen.«

Unten in der Bucht angekommen, wickelte er das Kind in eine große Decke, die roch nach Eukalyptus und Thymian. Er trug sie den ganzen Weg nach Hause. Neben ihm liefen die schwarzen Frauen, und dahinter kamen die anderen Leute, es war wie eine Prozession am Tag der Heiligen Jungfrau. Dorothea war irgendeine kleine Heiligenfigur oder auch eine Reliquie.

Am nächsten Morgen war Dorothea krank. Sie hatte Fieber, und die Kehle war ihr wie

zugeschnürt. Die Frauen rannten aufgescheucht um sie herum und versuchten, irgendwelche Nahrung in sie hineinzufüllen, was natürlich ohne Erfolg war. Dann machten sie ihr heiße und kalte Umschläge, und Dorothea mußte so sehr husten, daß sich dadurch ihre Kehle für eine kurze Zeit öffnete. Die Frauen nutzten die Gelegenheit und gossen ihr heißen, süßen Rotwein mit Ei hinunter. Der Rotwein schmeckte nicht sehr gut, aber anschließend wurde ihr ganz leicht im Kopf. Die Mutter war nirgends zu sehen, und Dorothea fragte auch nicht nach ihr.

Am späten Nachmittag kam der Advokat. Er brachte ihr Schokolade und in Puderzucker gewälzte Geleewürfel, die seine Frau selbst gemacht hatte. Diesmal hatte er keinen Pullover an, sondern einen richtigen Büroanzug. Er setzte sich an Dorotheas Bett. Sie wollte ihm dringend beweisen, wie gehorsam sie war. Deshalb zwängte sie sich ein kleines Stückchen Schokolade hinunter. Als dann die schwarzen Frauen das Zimmer für einen Augenblick verließen und sie mit dem Advokaten alleine blieb, fragte sie ihn nach der Mutter.

Die sei im Krankenhaus, antwortete der Advokat, in Patras, und dort kümmerten sich die Ärzte um sie.

»Aber die Mutter hatte schreckliche Angst vor dem Arzt«, antwortete Dorothea.

Der Advokat nickte. Ja, das könne er wohl verstehen. Aber dieses sei ein sehr gutes Krankenhaus, und die Ärzte dort seien in Ordnung. Außerdem würde er, der Advokat, schon dafür sorgen, daß der Mutter die allerbeste medizinische Versorgung zuteil würde. Denn er sei schließlich ein Freund der Mutter.

Das Kind nickte. »Mit starken Armen und festen Händen.«

»Wer, ich? Wie kommst du darauf?«

»Das hat Mama mir erzählt.«

Der Advokat schwieg und machte ein grimmiges Gesicht. Dorothea fürchtete schon, einen Fehler begangen zu haben, doch dann sagte er, wenn es ihr besserginge, dann würde er sie mit dem Auto nach Patras fahren, damit sie sich selbst von der Qualität des Krankenhauses und der Ärzte überzeugen könne. Dorothea fand, daß er merkwürdig daherredete, wollte aber dennoch liebend gern mit ihm nach Patras fahren.

Dazu kam es jedoch nicht, denn am Abend desselben Tages erschien der Vater. Dessen Gesicht war immer noch ganz weiß und fremd, so wie Dorothea es vom Flugplatz her in Erinnerung hatte. Er sagte ihr, daß die Mutter operiert werden müsse.

Vierzehn Tage später flogen Vater, Mutter und Tochter gemeinsam nach Oslo zurück. Die Mutter lag auf einer Krankentrage. All die schöne, gesunde Sonnenfarbe war aus ihrem Gesicht verschwunden. Während des ganzen Fluges hielt der Vater die Hand der Mutter in der seinen.

Das Sterben ging sehr langsam. Es dauerte den Sommer über und auch noch den Herbst bis kurz vor Weihnachten. Die meiste Zeit lag die Mutter zu Hause im Bett. Manchmal stand sie auch auf und setzte sich mit Mann und Tochter an den Eßtisch, um eine kleine Mahlzeit einzunehmen. Tagsüber war meist eine Krankenschwester im Hause, die sich um alles kümmerte. Dorothea versuchte sich einzureden, daß sie ihre Mutter nun doch nicht verloren hätte, denn sie war ja da und der Vater auch, und sie waren nun wieder eine

richtige Familie.

Im Oktober wurde Dorothea eingeschult in die internationale Schule, wo man nur englisch sprach. Dorothea verstand nichts und saß immer nur so da und schwieg. Nach der Schule wartete sie ungeduldig auf den Bus, der sie nach Hause brachte, dann rannte sie die Treppe zur Wohnung hinauf. Sie hatte immer große Angst, daß die Mutter inzwischen weggeholt worden wäre, was auch mehrmals geschah, wenn sie wieder für eine Weile ins Krankenhaus mußte. Von dem Brüderchen war nie mehr die Rede. Der Vater hatte Dorothea erzählt, daß die Mutter schon lange krank gewesen sei, ohne es gewußt zu haben. Wenn sie nicht damals an dem heißen Juninachmittag zusammengebrochen und ohnmächtig geworden wäre, dann würde man es wahrscheinlich noch sehr viel später entdeckt haben.

Der Vater gab sich große Mühe mit seiner Tochter und redete mit ihr viel über das Leben und Sterben der Mutter. Er versuchte, ihr das Geschehen verständlich zu machen, damit zu dem Verlust nicht auch noch die Qual des Nichtbegreifens käme. Dorothea saß still und hörte seinen Worten zu, die jedoch nicht sehr viel ausrichteten, denn über das, was sie wirklich mit dem Vater verband, nämlich das Gefühl, nicht genug für die Mutter getan zu haben, darüber konnten sie nicht reden.

Am 15. Dezember wurde die Mutter nach Griechenland geflogen, das hatte sie selbst so verfügt. Sie war ganz klein und schmal geworden und so leicht, daß sie den Trägern kaum Mühe machte. Sie lag bewegungslos mit geschlossenen Augen auf ihrer Bahre, und der Vater hielt wieder während des ganzen Fluges ihre Hand. Die Krankenschwester war auch mitgekommen, alle drei Stunden gab sie der Mutter eine Spritze. Während der Nacht übernahm der Vater diese Aufgabe.

Im Haus am Meer hatte man alles vorbereitet. Im Stadthaus wäre es natürlich leichter gewesen, aber die Mutter hatte darauf bestanden, so nahe wie möglich am Meer zu sterben. Sie schien keine Angst zu haben. Als die Bahre ins Haus getragen wurde, lag sie mit ruhigem Gesicht da, immer noch bewegungslos und ohne die Augen zu öffnen. Dorothea wunderte sich, daß die Mutter das Meer, auf dessen Nähe sie doch bestanden hatte, nun überhaupt nicht anschaute. Im Schlafzimmer brannte ein Kaminfeuer. Drei Tage lang blieb die Mutter noch am Leben, aber sie sprach nicht mehr und öffnete auch kaum je die Augen. Viele Leute kamen zu Besuch. Sie standen ein paar Minuten am Bett und gingen dann hinüber ins Wohnzimmer, wo die Großmutter und ihre Schwestern sie bewirteten. Der Advokat kam jeden Tag. Dorothea und der Vater ließen die Mutter nicht mehr allein, einer von ihnen hielt immer ihre Hand. Als die Mutter schließlich zu atmen aufhörte, war es Nacht, und Dorothea schlief gerade. Der Vater weckte sie, und bis zum Morgen blieben sie alle drei eng beieinander.

Die Beerdigung fand bereits am nächsten Tag statt, und nahezu alle Dorfbewohner nahmen teil, auch die zwei Polizisten und der Advokat mit seiner Frau, die, obgleich sie noch jung war, schon genauso schwarz und vertrocknet aussah wie die Großmutter und die Tanten.

Während der anschließenden Geselligkeit, bei der viel geredet und gegessen und getrunken wurde, bat Dorothea ihren Vater, mit ihr ein wenig an die frische Luft zu gehen. Der Vater antwortete, daß er nichts lieber täte als dies, daß der Anstand es ihm jedoch